

jede Textbeschreibung das Recht besitze, in eine Interpretation integriert zu werden. Das führe zu »beliebigen Interpretationen« (224). Dieser Gefahr hält er seinen Absolutheitsanspruch entgegen:

»Nicht die ›Interpretation‹ bewegt die fortwährende Suche nach neuen oder weiteren Bedeutungen des (literarischen) Textes, sondern die ›Beschreibung‹. *Sie* ist es, die *jede* Interpretation zu *jedem* Zeitpunkt als zu wenig komplex denunzieren vermag«. (224)

Der 2,5 Seiten kurze kunsttheoretische Beitrag von Gottfried Boehm über »Bildbeschreibung. Über die Grenzen von Bild und Sprache« (225) ist ein knappes Resümee eines von ihm zusammen mit Helmut Pfotenhauer herausgegebenen Sammelbandes mit dem Titel »Beschreibungskunst-Kunstbeschreibung« (227). Der Artikel ist für den Leser nur insofern nützlich, wenn der Leser gewillt ist, die Ausführungen in Boehms Sammelband nachzulesen. Denn der Artikel kündigt nur an, was wo zu dem Thema »Beschreibung« zu finden ist. Folgendes ist festzuhalten: Obwohl die methodische Ausrichtung eines Kunsttheoretikers sich am Beschreibungsprozeß orientiert, ist die Diskussion über das Beschreibungsproblem laut Boehm »nicht besonders reich entwickelt« (225). Nach einigen Bemerkungen zur Bildbeschreibung in der antiken Rhetorik charakterisiert Boehm die Bildbeschreibung als ein Verfahren, »in dem nicht so sehr die dargestellte Geschichte nacherzählt, sondern ihre Wirkungsqualität [...] simuliert wird« (226). Nach einer Aufzählung der unterschiedlichen Funktionen von »Beschreibung« eröffnet Boehm dem Leser den Ausblick, daß er an Beispielen von Josef Albers seine Thesen zur Beschreibung verifizieren will. Der Leser wird auch informiert, daß ein abschließendes Kapitel des angegebenen Buches sich mit »Sagen« und »Zeigen« beschäftigt.

Fazit: Ein Buch mit einer schwierigen, da fachspezifisch unterschiedlichen Materie. Wer sich eine interdisziplinär geführte Diskussion über Beschreibungen in Kultur- und Naturwissenschaften versprochen hat, wird enttäuscht. Denn der Leser muß aus einer Fülle von Fachwissen selbst das Raster der unterschiedlichen Beschreibungsmodi finden und die hier vorgelegte Fülle von Beschreibungsformen dekodieren.

Literatur

Boehm, Gottfried; Pfotenhauer, Helmut (Hrsg.): *Beschreibungskunst-Kunstbeschreibung. Ekphrasis von der Antike bis zur Gegenwart*. München: Fink, 1995.

Jakobs, Eva-Maria; Knorr, Dagmar; Mollitor-Lübbert, Sylvie (Hrsg.):

Wissenschaftliche Textproduktion – Mit und ohne Computer. Frankfurt/M.: Lang, 1995. – ISBN 3-631-47689-2. 304 Seiten, DM 89,-

(*Gunther Dietz, Debrecen*)

Wissenschaftliche Textproduktion hat Konjunktur, nicht nur in bezug auf die schon sprichwörtliche Literaturflut selbst, sondern auch als Gegenstand der Forschung (vgl. z. B. Ventola/Mauranen 1996). Daß das so ist, dürfte nicht in geringem Maße an den schreibmedialen Umwälzungen des letzten Jahrzehnts liegen, konkret am Aufstieg des Computers als »Schreibwerkzeug«. Wie haben sich diese Veränderungen auf die Praxis des wissenschaftlichen Schreibens ausgewirkt? Worin liegen die Vor- und Nachteile der Schreibtechnologien Computer vs. Papier und Stift? Welche Möglichkeiten bieten die elektronischen Medien? Diese und andere Fragen standen im Zentrum des ersten Kolloquiums der 1993 gegründeten multidisziplinären Ar-

beitsgruppe *ProWiTeC* (*Produktion wissenschaftlicher Texte im Zeitalter des Computers*), dessen Ergebnisse in den sechzehn Beiträgen des zu besprechenden Sammelbandes vorliegen.

Joachim Grabowskis Beitrag »Schreiben als Systemregulation« (11–34) stellt ein psycholinguistisches Modell der Textproduktion vor. In Auseinandersetzung mit der bisherigen Schreibforschung versucht der Autor zunächst zu zeigen, daß zwischen Schreiben und Sprechen weit mehr Gemeinsamkeiten bestehen als bisher angenommen bzw. daß beiden ein »allgemeiner Sprachproduktionsprozeß« (25) zugrunde liegt, den Grabowski in Gestalt seiner »Mannheimer Regulationstheorie der Sprachproduktion« zu beschreiben versucht. Die Unterschiede zwischen Sprechen und Schreiben resultierten demzufolge weniger »aus den prinzipiellen Möglichkeiten, die für mündliche oder schriftliche Sprachproduktion unter medialem Aspekt gegeben sind« (16), als aus der jeweiligen »variablen Ziel- und Situationsangemessenheit« (ebd.). Zu den Bedingungen der Wahl schriftlicher Sprachproduktion gegenüber mündlicher rechnet Grabowski z. B. Ökonomie, Konventionen, Ziele, Instrumentalität. Als Charakteristika schriftlicher Sprachproduktion nennt der Autor u. a. die Kompensation non-verbaler Zeichen, die Rolle der Satzzeichen sowie den Wegfall eines mentalen Diskursprotokolls. Anhand eines Experiments, bei dem die Probanden ein Ereignis sowohl mündlich als auch schriftlich wiederzugeben hatten, interpretiert der Autor abschließend die ermittelte Überlegenheit der schriftlichen Ereigniswiedergabe vor allem mit den »unterschiedlichen zeitlichen Kennzeichen der Nutzung kognitiver Ressourcen« (31), etwa der geringeren Belastung des Arbeitsspeichers.

Ulrich Schmitz setzt sich in seinem hervorragenden Essay »Geistiges Sammel-surium in technischer Perfektion. Schreibbarock und Schreibaskese am Computer« (148–168) mit den (unerwünschten) Nebenwirkungen und Möglichkeiten des Computers auseinander. Am Beispiel eines computererstellten Lehrbuchs zum wissenschaftlichen Schreiben zeigt Schmitz, wie das Medium Computer einerseits zur »Logorrhoe« verführt, d. h. zu einem unkontrollierten Schreibfluß, verbunden mit einer unbekömmlichen Mischung aus linearer und nicht-linearer Materialdarstellung. Andererseits erlege der PC den Autoren aufgrund seiner technischen Begrenzungen – fixierter Schreibort, kleiner Bildschirm, starre Blickstellung – eine größere Schreibdisziplin auf als der in dieser Hinsicht flexiblere und zur »produktiven Anarchie« (159) verleitende Stift. Der Autor plädiert infolgedessen für eine kombinierte Nutzung der beiden Medien – unter anderem auch für die Möglichkeiten der Nutzung von *Hypertext* als »dritter Dimension des Schreibens« (161) –, wobei je nach Phase des Produktionsprozesses die Begrenztheiten des einen durch die Möglichkeiten des anderen kompensiert werden können.

Allein vier Artikel zum Thema »externe Speicher« bei der Textproduktion zeigen einen der Schwerpunkte an. Gemeint sind Wissensbestände, auf die ein Autor im Verlauf des Schreibprozesses zurückgreift und die sich nicht im (internen) Langzeitspeicher des Autors befinden. Dabei werden jedoch von den einzelnen Beiträgern recht unterschiedliche Phänomene behandelt.

Dagmar Knorr untersucht in einer Fragebogenstudie (»Elektronische Medien im wissenschaftlichen Alltag«, 53–71), welche Schreib- und Speichermedien (Papier und/oder Computer) Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen für die Ver-

waltung von Literaturdaten verwenden. Dabei gehe die Tendenz zwar in Richtung computergestützte Literaturverwaltung, allerdings setzte ein Großteil der Befragten den PC nicht in Form von Datenbanken, sondern von Textverarbeitungsprogrammen ein.

In einer Studie, in der Probanden mit Hilfe einer eigens entwickelten Volltextdatenbank einen expositorischen Text verfassen sollten, zeigen Monika Kolb und Alexander Winter (»Bedienung und Nutzung einer Datenbank«, 73–90) unterschiedliche, nämlich angebots- vs. aufgabenorientierte Nutzungsstrategien auf und plädieren im Lichte der aufgetretenen Probleme für eine explizite Unterweisung von Novizen in die Nutzung von Datenbanken.

In einem ausgezeichneten Überblicksartikel, der für mich zu den instruktivsten des Bandes zählt, untersucht Eva-Maria Jakobs (»Text und Quelle«, 91–112) das Phänomen der Bezugnahme auf den »externen Speicher« Fachliteratur beim Schreibprozeß. Basierend auf einem Textproduktionsmodell von Molitor, das von ineinandergreifenden und rekursiven Teilprozessen (Planungs-, Produktions-, Lese- und Evaluationsprozessen) ausgeht, unterscheidet die Autorin zunächst verschiedene funktional bestimmte Arten des Rückgriffs auf Fachliteratur – z. B. zum Wissensgewinn oder zur Überprüfung eigener Annahmen – und ordnet sie den jeweiligen Teilprozessen zu. Im zweiten Teil stellt die Autorin Faktoren vor, die die Bezugnahme auf externe Informationen beeinflussen können. Zu den situativen Faktoren gehören Wissenschaftskultur, Disziplinzugehörigkeit, Textsortenspezifika, ökonomische Bedingungen, das Alter der Quelle und das Medium. Als individuelle Faktoren kommen etwa Vorwissen des Autors, seine Motivation, seine fachlich-kulturelle Sozialisation und sein Schreibertyp zum Tragen.

Eine konkrete Anwendungssituation, die Verwendung des PC zur Erstellung von Literatur-Exzerpten und Vorlesungsmitschriften, hat François M. M. Hendriks in seinem Beitrag »Externe Speicher in seinem Hochschulalltag« (245–256) vor Augen. Dabei hat mir vor allem das Konzept der »Gruppenmitschrift« (252f.) von Vorlesungen gefallen, bei dem die Vorteile der Computertechnologie – z. B. leichte Überarbeitungs- und Übertragungsmöglichkeit von Texten – mit einer kooperativen hochschuldidaktischen Arbeitsform verknüpft werden.

Didaktische Fragestellungen stehen auch in Thomas Jechles »Überlegungen zur Didaktik des Lehrens mit Texten« (257–274) im Mittelpunkt. Jechle konstatiert zunächst das Fehlen einer Theorie des Lehrens und Lernens mit Texten, stellt sodann einige Thesen zu seinen lehr-lerntheoretischen Annahmen auf und entwickelt schließlich ein Raster zur Beschreibung von schriftlichen Lehrmaterialien, das er an zwei Beispielen – Lehrbuch und Kursmaterial – verdeutlicht. In seinem Ausblick betont der Autor vor allem die Notwendigkeit, schriftliche Lehrtexte jeweils vor dem Hintergrund des jeweiligen »didaktischen Szenarios« zu entwickeln, in das sie eingebettet sind (272).

Einen weiteren thematischen Fokus des Bandes stellen neuere Programmentwicklungen dar, insbesondere das Phänomen *Hypertext*. Vereinfacht ausgedrückt, handelt es sich hierbei um eine Software, durch die verschiedene (Teil-)Texte miteinander zu einem Netz verknüpft werden (»linking«), wobei der Leser durch Anklicken einzelner als Hypertext-»Knoten« definierter Wörter von einem (Teil-)Text zu einem anderen springen kann.

In seiner knappen, wohl etwas zu kryptisch geratenen Skizze schlägt Arrie van Berkel vor, »Hypertext as a tool for

planning in the writing process« (169–177) zu nutzen. Mit Hilfe von Hypertext könnten Autoren ihre Texte vorstrukturieren, indem sie bestimmte Hypertext-Knoten als potentielle oder textsortenübliche Gliederungselemente definieren, wobei diese dann sukzessive mit Inhalt gefüllt und mit anderen Knoten verknüpft werden. Der Vorteil bestünde vor allem in der gegenüber den linearen Schreibtechniken größeren Leichtigkeit des Sich-durch-den-Text-Bewegens bzw. in der Unterstützung globaler Produktionsprozesse.

Der Gedanke der Vorstrukturierung von Teiltexen steht auch hinter Annelie Rothkegels »Konzept für eine Werkbank zum Textschreiben« (179–192). Einem textlinguistischen Analyseansatz folgend, versucht die Autorin anhand von Abstracts, hierarchische und sequentielle Textverknüpfungsrelationen (in ihrer Terminologie »CHAINING« und »PAIRING«) zu ermitteln und zu typologisieren. Ich muß gestehen, daß ich nicht nachvollziehen konnte, wie der Schritt von einer Textanalyse hin zur konkreten Realisierung der proklamierten Schreibwerkbank aussehen könnte, zumal die Autorin auf diese Frage in ihrer Schlußbemerkung (190) selber nur in hypothetischen Formulierungen eingeht.

Auch in Sven Frederik Sagers Essay »Hypertext und Kontext« (209–226) geht es mehr um prinzipielle Möglichkeiten. Seiner These zufolge lösen sich die für »normale« Texte konstitutiven Kontextachsen – die Referenz- und die Kommunikationsachse – beim Hypertext tendenziell auf. Erstere, weil in zunehmendem Maße Referenzobjekte der »außerhypertextualen Semiosphäre« in den Hypertext einverleibt würden (221), und letztere, weil zumindest in bestimmten Varianten des Hypertext-Konzeptes – sein Beispiel ist ein in der Psychotherapie verwendetes Programm – nicht mehr

klar zwischen den Gesprächsrollen Produzent und Rezipient unterschieden werden könne.

Wieder konkreter auf die wissenschaftliche Textproduktion bezogen ist der Beitrag von Josef Wallmannsberger (»Ariadnefäden im Docuversum«, 227–243). Der Autor beschreibt unter anderem einen hypertextuellen Konferenzbeitrag und zeigt auf, an welchen Stellen der »Rhetorica electronica« Hypertext besonders nützliche Dienste leistet, der »Inventio« und der »Dispositio« nämlich. Im letzten Teil geht Wallmannsberger auf die mit Hypertext verbundenen Probleme der Entgrenzung bzw. der Verlorenheit im Netz potentiell globaler Verknüpfungen ein. Allerdings hielt sich bei mir der Lektüregewinn und -genuß angesichts von Wallmannsbergers postmodernistischem Wissenschafts-Slang in Grenzen, aber das mag Geschmackssache sein. Ein Zitat zur Kostprobe:

»Die Unsicherheiten der ›real time‹-Kommunikation unterminieren die fetischistischen Tendenzen wissenschaftlicher Textobjekte – zumindest eine Chance für postmoderne (sic!) Informationsverhältnisse« (242; »(sic!)« steht im Original).

Im Beitrag von Luuk van Waes und Liesbet van Herreweghe geht es nicht um Hypertext, sondern um *Keytrap*, eine neuentwickelte Software, mit deren Hilfe sich »Computerprotokolle in der Schreibprozeßforschung« (35–51) erstellen lassen. So können Tastaturbewegungen, Pausen, Revisionsvorgänge etc. beim Schreiben mit Textverarbeitungsprogrammen festgehalten, rekonstruiert und statistisch ausgewertet werden. Der methodologische Gewinn für die Erforschung des Schreibens *mit* Computer liegt auf der Hand.

Dem Bereich der Informations- und Dokumentationswissenschaft zuzuordnen sind Dietrich Alberts »Überlegungen zur computergerechten Abfassung experi-

mentalpsychologischer Publikationen« (193–207), in denen er einen Vorschlag unterbreitet, wie angesichts der weiter ansteigenden Publikationsflut mit Hilfe computerlesbarer Methodenbeschreibungen relevante Fachliteratur effizienter als bisher in Volltextdatenbanken gefunden werden kann.

Während der Sammelband mit Sylvie Molitor-Lübberts »Überlegungen zum Schreiben in der Wissenschaft« (275–288), genauer zum Prozeß der Wissensverarbeitung bei der Textproduktion, schließt, soll in der vorliegenden Besprechung an letzter Stelle auf zwei lesenswerte, aber etwas aus dem Gesamtkonzept fallende Beiträge eingegangen werden. Zwar hat Peter Handlers Artikel »Stilistik auf dem Daten-Highway« (129–147), in dem der Autor »Stil im Wandel der Medienkonfiguration« (133) unter dem Aspekt der Beschreibung, der Interpretation und der Wertung zu fassen versucht, mit *wissenschaftlicher* Textproduktion nicht allzuviel zu tun, stellt aber eine wahre Fundgrube für stilistische Kuriositäten im Bereich der schönen neuen Medienwelt dar. Gerd Antos wiederum läßt in seinem Beitrag »Sprachliche Inszenierungen von »Expertenschaft«« (113–127) die Computerproblematik außen vor, behandelt dafür aber ein für die Wissenschaftskommunikation relevantes rhetorisches Phänomen: Inszenierung von Expertenschaft, so Antos' These, gewinnt angesichts der weiter zunehmenden Spezialisierung eine herausragende Bedeutung vor allem für die multi- und intradisziplinäre fachliche Kommunikation. Am Beispiel von linguistischen Abstracts stellt Antos sodann heuristisch vier solcher Inszenierungstypen vor: hermetische »Insider-Kommunikation«, »Transparenz«, »Faktenwissen« und »wissenschaftliche Autorität«. Mit Ausnahme der erstgenannten, sieht Antos in diesen Strategien Lösungsversuche für das Problem, »wie wissen-

schaftliche Kommunikation zwischen unterschiedlich professionalisierten Experten möglich wird« (126f.).

Abschließend muß noch erwähnt werden, daß der Sammelband unter handwerklichem Aspekt sehr gut gemacht ist und ich beispielsweise keine Satz- bzw. Tippfehler entdecken konnte. Der mnemonisch geschickte Zug, in Molitor-Lübberts »Nachwort« noch einmal die Einzelbeiträge Revue passieren zu lassen, die vielen internen Querverweise zwischen den Einzelbeiträgen und nicht zuletzt das Namen- und Sachregister laden sehr zu einer nichtlinearen, beinahe hypertextuellen Rezeption ein – aber eben nur beinahe.

Literatur

Ventola, Eija; Mauranen, Anna (Hrsg.): *Academic Writing. Intercultural and Textual Issues*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins, 1996 (Pragmatics & Beyond NS 41).

Kegelmann, René:

»An den Grenzen des Nichts, dieser Sprache...« Zur Situation rumänien-deutscher Literatur der achtziger Jahre in der Bundesrepublik Deutschland. Bielefeld: Aisthesis, 1995. – ISBN 3-89528-132-8. 230 Seiten, DM 48,-

(Karl Esselborn, München)

Die deutschsprachige Literatur des Auslands, in der Tradition der deutschen Auswanderer wie als Literatur deutschsprachiger Minderheiten, ist von der Germanistik als zu marginal und ästhetisch unbedeutend und als z. T. politisch belastet bislang noch kaum wahrgenommen worden. Wichtige Dokumentationen und Darstellungen kamen eher aus dem außerakademischen Bereich, wie vor allem auch die von Alexander Ritter